

Werk

Titel: Land und Volk der Eweer auf der Sklavenküste in Westafrika

Autor: Zündel, G.

Ort: Berlin

Jahr: 1877

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1877_0012|LOG_0053

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

XVII.

Land und Volk der Eweer auf der Slavenküste in Westafrika*).

Von G. Zündel, Pfarrer in Oedenwaldstetten (Württemberg), früher Missionar der norddeutschen Missionsgesellschaft zu Bremen.

Derjenige Theil der Westküste Afrika's, welcher den Namen „Slavenküste“ führt, beginnt östlich von der Goldküste und ist östlich von dem Niger-, westlich von dem Voltafluss, nördlich von den Königreichen Odonko und Dahomey und südlich von dem Golf von Guinea begrenzt. Die Slavenküste ist das eigentliche Slavenland Westafrika's. Dasjenige Ländergebiet, welches zwischen den beiden obengenannten Strömen, dem Volta im Westen (oder Amu, wie ihn die Eingebornen nennen) und dem Niger (oder Kuorra) im Osten sich von der Slavenküste nach dem Herzen von Mittelafrica hineinerstreckt, ist ja die eigentliche Heimath der Slaven. Die Eweer bewohnen den westlichen Theil dieser Küste und zerfallen in mehrere Volksstämme. Diejenigen derselben, unter welchen der Schreiber dieses als Missionar gewirkt und die deshalb vorzugsweise der Gegenstand der nachfolgenden Beschreibung sein werden, sind der Anglo-, der Adaglu- und der Ho-Stamm. Der Anglo-Stamm wohnt an der Küste, 20 Stunden weit im Innern, der Ho-Stamm und der Adaglu-Stamm in der Mitte jener beiden Stämme.

Wenn der Glaubensbote nach ermüdender Fahrt von 60 ja oft 70 bis 80 Tagen das Land seines künftigen Wirkens am Horizont aufsteigen sieht, so blickt er mit freudiger Spannung dem Augenblick entgegen, in dem er dasselbe betreten wird. Er ahnt aber nicht, dass ihn die See hier so unsanft verabschiedet, denn in Ermangelung von Häfen und sicheren Landungsplätzen müssen die Schiffe fast eine Stunde weit draussen in offener See liegen und Passagiere und Waaren in Booten an's Land befördert werden. Ist nun bei unruhiger See schon das Besteigen des Bootes von

*) Vorstehende Arbeit berührt sich in einigen Punkten mit einer ähnlichen kleineren Arbeit eines früheren Collegen des Verfassers, des Missionars Hornberger, veröffentlicht in „Petermanns Mittheilungen“ Jahrgang 1867, pag. 48 ff., sie wird aber auch in einigen Punkten durch dieselbe ergänzt. Einiges, was Hornberger nur andeutet, ist in Vorstehendem weiter ausgeführt, wie z. B. die Religionsanschauungen und Religionshandlungen (der Cultus) des Ewe-Volks; noch anderes wie z. B. die Schilderung des socialen Lebens, der Slavery und der anthropologischen Anschauungen dieses Volkes ist dort nicht berührt.

Der Verf.

der Treppe des grossen Schiffscolosses aus sehr oft ein gymnastisches Kunststück und für Frauen die Ursache nicht geringer Angst, so hat das Landen, besonders das Passiren der Brandung immer etwas Aengstliches und Gefährliches. Es sind in der Regel drei grosse Wellen, die sich schnell hintereinander mit grausigem Getöse, das man 2 bis 3 Stunden landeinwärts hört, am Ufer brechen und das Boot wie eine Nusschaale heben und sinken lassen, so dass dasselbe für Fernstehende oft ganz verschwindet. Ist nun das Boot mit einem sausenden Krach auf dem sandigen Ufer aufgefahren, so bedarf es der grössten Eile, um sich auf dem Rücken eines schwarzen Canoetreibers aus dem im Wasser festsitzenden Boot hinaus auf's trockene Land trageh zu lassen. Zu gewissen Zeiten, z. B., beim Vollmond ist die Brandung so heftig, gehen die Wellen, welche sich daherwälzen und am Ufer sich brechen, so hoch, dass das Passiren der Brandung zur Unmöglichkeit wird. Oft schlägt ein Boot in der Brandung um, was für die Passagiere, weniger wegen der Gefahr des Ertrinkens, denn davor schützen die schwarzen Canoetreiber als geübte Taucher und Schwimmer, als durch die dadurch nur zu oft entstehenden Verwundungen lebensgefährlich werden kann. Es ist besonders bei heftiger und drohender Brandung ein spannendes Schauspiel, wenn ein grösseres Boot in See gelassen wird. Nachdem das Boot von seinem trockenen Aufbewahrungsplatz zum Wasser hinab gebracht ist, stellen sich auf beiden Seiten je 6 bis 8 Männer auf. Jede ankommende und wieder zurücktretende Welle nimmt das Boot einige Schritte weit mit, bis es endlich im Wasser schwimmt. Jetzt erst schwingen sich die Canoetreiber auf das Commandowort ihres Anführers in's Boot hinein und rudern nun aus Leibeskräften so schnell als möglich, um über die Brandung hinauszukommen, ehe eine zweite Welle sich daherwälzt, welche das Boot entweder mit Wasser füllen oder umwerfen würde.

Der Mangel an Häfen und sicheren Landungsplätzen ist für die Entwicklung des westafrikanischen Handels ein wesentliches Hinderniss, zumal es an der Westküste solche Strecken gibt, an welchen der stets andauernden heftigen Brandung wegen eine Landung nie versucht werden kann.

Die Slavenküste, ein flacher, sandiger und unfruchtbarer Küstensaum, bietet, vom Meere aus gesehen, einen trüben Anblick dar. Das Einzige, was das Auge des Fremdlings anzieht, sind die Kokosnussbaum-Wälder, in deren Schatten die Dörfer und Städte der Eingeborenen verborgen liegen.

Der durchschnittlich nur $\frac{1}{2}$ Stunde breite Küstensaum ist landeinwärts von einer Lagune gespült, welche sich längs des grösseren Theils der Slavenküste hinzieht, 3 bis 4 Stunden breit

und 3 bis 4' tief ist. Dieselbe erleichtert Verkehr und Handel zwischen den an der Küste wohnenden Stämmen, sie versieht mit ihrem Fischreichtum die zahlreich an ihren Ufern liegenden Ortschaften mit Fischnahrung und ist das Salzlager nicht bloß für die Bewohner der Küste, sondern auch für die im Innern. Sie trocknet nämlich jedes Jahr in der regenlosen Zeit aus, dann liegt das Salz wie dünn gefallener Schnee auf dem Boden, wo es von den Eingeborenen aufgesaugt, gewaschen und getrocknet wird.

Jenseits der Lagune, welche mit Wasser gefüllt, Segen, ausgetrocknet aber durch die sich entwickelnden Miasmen eine Fieberluft verbreitet, zieht sich das flache Küstenland noch drei Tagereisen weit ins Innere hinein. Schon nach 2 bis 3 Stunden hat der Reisende die öde, sandige, bloß mit niederem Gras und einzeltem Gebüsch bewachsene Küste hinter sich und der afrikanische „Busch“ öffnet sich vor ihm. Der Pfad — Wege gibt es nicht — führt ihn bald an Plantagen vorüber, bald durch dichten Busch, bald durch 6 bis 7' hohes Gras. Fällt seine Reise in die Monate December, Januar und Februar, so kann er auch einmal vor einem daherprasselnden Feuer stehen, das ihn zu umzingeln oder seinen Pfad ihm abzuschneiden droht. In diesen Monaten stehen oft grosse mit Gras und Gebüsch bewachsene Flächen in Flammen und bilden ein wahres Feuer-See. Dem Reisenden bleibt alsdann nichts anderes übrig, als auf dem Fusspfad, der, weil er von Gras, auch von Feuer frei ist, in grösster Schnelligkeit durch das Feuer hindurchzueilen oder aber um sich her das Gras anzuzünden und zu verbrennen, um das Feuer von ihm abzuleiten. Oefter steht er auch vor einem Bach oder einem Fluss, über welchen weder Steg noch Brücke führen; höchstens, dass derselbe von einem Baumstamm überbrückt ist und den er in Ermangelung dessen durchwaten oder durchschwimmen muss. Proviant und andere Reisebedürfnisse muss er in einem besonderen Koffer von einem Neger tragen lassen und sein Nachtquartier bei irgend einem Neger des Orts aufsuchen, was bei der unter den Negern üblichen Gastfreundschaft nicht schwer wird. Für seine und seiner Effecten Sicherheit ist dadurch gesorgt, dass der Gastfreund für seinen Gast solidarisch eintritt. Zuerst reicht er ihm in einer Calabasse Wasser zum trinken, und dann erst beginnt die förmliche Begrüssung. Der Gastfreund fragt: „Haben Deine Kinder geschlafen?“ Gast: „sie haben geschlafen“. Der Gastfreund: „Hat Deine Frau geschlafen?“ Gast: „sie hat geschlafen“, und so fragt er weiter nach dem Befinden seiner Brüder, Schwestern, der Bewohner des Orts, von woher er kommt, und der Aeltesten, und auf jede Frage wird geantwortet: „Er hat, oder sie haben geschlafen“. In gleicher Weise richtet darauf der Reisende an den

Gastgeber seine Fragen. — Für die genossene Gastfreundschaft übergibt der Europäer ein Geschenk, bestehend aus Tabak und einem Taschentuch, welches der Neger freilich nicht zu diesem Zweck verwendet, sondern um seinen Kopf turbanartig herumbindet.

Etwa 20 Stunden von der Küste entfernt bildet ein aus der Ebene sich erhebender Berg, Adaglu genannt, den Uebergang zum Gebirgsland. Von hier an setzt sich die Ebene allmählig steigend noch etwa 4 Stunden fort bis zum Fuss des Gebirges. Verschiedene Anzeichen, z. B. Bodengeröll, führen zu der Vermuthung, dass die See in den früheren Zeiten bis an den Adaglu-Berg gereicht haben mag.

Die Vegetation ist hier sehr üppig. Die hauptsächlichsten Naturproducte sind: Mais, Yams, Reis, die Cassawawurzel, Erdnüsse, Erdbohnen, süsse Kartoffeln, Pfeffer, Pisang, Bananen, Ananas, Palmnüsse, Kokosnüsse, Wassermelonen, Limonen, Orangen, Mangos*) und Baumwolle. Auch trifft man wilde saure Weintrauben und wilde Pflaumen an**). Unter den dort vorkommenden Bäumen vermisst man unsere Eichen, Buchen und Tannen. Dagegen finden wir den Affenbrodbaum und den Odumbaum, den man wegen seines harten Holzes, das jedes europäische Holz an Härte übertrifft, die afrikanische Eiche nennen könnte. Der nützlichste und prachtvollste Baum, der die Wälder Westafrika's ziert, ist die Palme. Es gibt 3 Arten derselben: die Kokos-, die Fächer- und die Wein- oder Oel-Palme. Die Früchte der letzteren liefern das Palmöl, der Stamm den Palmwein. Zur Gewinnung desselben wird in der Regel der Baum umgehauen, an dem einen Ende angezapft, am andern durch ein Feuer erwärmt. Der Saft fliesst 14 Tage bis 3 Wochen. In frischem Zustand ist dieser Wein von bleicher weisslicher Farbe und schmeckt angenehm süss; nach 2 Tagen schon geht er in Gährung über, wirkt dann berauschend, schmeckt bitter wie herber Apfelmost, wird aber nichts destoweniger von den Eingeborenen gern getrunken. Aus dem Welschkorn braut der Eweer ein Bier, das aber dem europäischen sowohl hinsichtlich seines Geschmacks als seiner Qualität weit nachsteht. — Die Temperatur jenes Küstenstrichs bewegt sich zwischen 21 und 26° R. im Zimmer. Der herrliche Seewind, welcher an der Küste von Morgens 8 Uhr, im Innern erst von 10 Uhr an bis Abends weht, mildert die Temperatur und macht die grosse Hitze erträglich. — Unsere vier Jahreszeiten kennt man dort nicht. Die

*) Limonen-, Orangen- und Mango-Bäume wurden von den Missionaren eingeführt und werden bis jetzt blos von diesen cultivirt.

***) Versuche, welche angestellt worden sind, haben gezeigt, dass die Weintraube dort nicht gedeiht, sie bekommt eine dicke Haut und schmeckt sauer.

einzig merkbar unterschiedenen Jahreszeiten sind: die beiden Regenzeiten in den Monaten April, Mai und Juni und im October und November; die beiden trockenen Zeiten Juli und August und im December, Januar und Februar. Die Monate März und September bilden durch häufige Gewitter den Uebergang aus der trockenen in die Regenzeit. Eigenthümlicher Art ist die zweit trockenere Jahreszeit von December bis Februar; es ist dies die sogenannte Harmattan-Zeit, so genannt wegen des Harmattan-Windes, der in diesen Monaten vorherrscht. Derselbe weht nicht von der See, sondern vom Lande, vielleicht von der Wüste her, führt Wüstensand mit sich und ist von einer trockenen und nebligen Atmosphäre begleitet. Der Himmel ist in Dünste gebüllt, so dass man nicht weit in die Ferne sehen und in die Sonne, die als eine blassrothe Scheibe am Himmel steht, ohne den geringsten Schmerz schauen kann. Für Europäer besonders ist dieser Wind, weil er trocken und scharf ist, höchst lästig und ungesund. Er erzeugt Catarrh und Nasenbluten, zieht die Haut zusammen und macht sie aufspringen. Thüren und Fensterläden und alles hölzerne Geräth schrumpfen zusammen, von Möbeln springt die Fournitur ab, die Einbände der Bücher krümmen sich und Hände und Lippen springen auf wie bei sehr kaltem Wetter.

Die Bewohner nennen sich „Eweao“ d. h. Eweer, ihre Sprache ist die Ewe-Sprache. Die westafrikanischen Sprachen bilden unter sich einen eigenen Sprachstamm, indem dieselben fast durchgängig in ihrem grammatischen Bau gemeinsamen Gesetzen unterworfen sind. — Nirgends machen sich die Folgen der babylonischen Sprachverwirrung wohl mehr fühlbar als in Westafrika. Ein erstaunliches Sprachgewirre findet man unter den Negerstämmen dieses Landes. So sollen sich in Folge der Negerklaven-Emanzipation in Sierra-Leone Abkömmlinge von nicht weniger als 200 verschiedenen Negervölkern zusammengefunden haben, welche 151 verschiedene Sprachen redeten und ausserdem noch zahlreiche Dialecte derselben, welchen Umstand Missionar Kölle benützte, einen Versuch westafrikanischer Sprachvergleichung zu machen. Die Resultate seiner mühevollen Forschungen hat derselbe bekanntlich in seiner „Polyglotta Africana“ niedergelegt — Wie die Sprachen Westafrika's überhaupt, so ist auch die Ewe-Sprache sehr bilderreich und concret. Abstractionen sind ihr fremd. Für sinnliche Dinge ist sie fast wortreicher, als die deutsche Sprache, für Begriffe und geistige Dinge aber um so ärmer. Es erwächst daraus für den Missionar die Aufgabe, nicht bloß die Sprache der Eingeborenen sich anzueignen, sondern auch schöpferisch auf dieselbe einzuwirken, um dadurch die geistigen Wahrheiten des Christenthums einkleiden und dem Volke ver-

ständig machen zu können. In der Grammatik gleicht sie vielfach der hebräischen, sie hat wie diese zwei Tempusformen, ein Perfectum und ein Futurum, das Praesens wird durch das Participium Praesentis ausgedrückt. Bei der Flexion und Declination ändert sich das Wort nicht, sondern die Tempora werden durch Affixe, die Casus mit Hülfe von Praepositionen gebildet. Die Pronomina werden als Suffixe an das Substantiv und Verbum angehängt.

Bekanntlich gehören die Neger nicht zu den geschichtlichen Völkern des Heidenthums, sondern zu den uncivilisirten Völkern der Erde. Sie entbehren des geschichtlichen Characters, jenes Maasses von menschlicher Bildung, welches nöthig ist, um ein Interesse an der Bewahrung des Geschehenen zu haben. Es finden sich keine Monumente irgend welcher Art unter den Eweern, und zur Herstellung einer Schrift haben sie sich noch nie angegetrieben gefühlt. — Eine rühmliche Ausnahme macht unter den Völkern Westafrika's der Vey-Stamm an der Sierra-Leone-Küste, welcher nach einem Bericht des Missionary-Herald vom Jahre 1834 ein Alphabet zum schriftlichen Ausdruck seiner Sprache erfunden hat, eine Erfindung, die dieser Stamm allein seinem Scharfsinn verdankt, obwohl er zu derselben durch den Verkehr mit den Europäern angeregt worden sein mag.

Trotz des ungeschichtlichen Characters des Ewe-Volkes hat dasselbe aber doch seine auf mündlicher Tradition beruhende und mit Sagen reich ausgestattete Geschichte. Ueber den Ursprung seines Volkes und über die Anfänge des Menschengeschlechts erzählt der Eweer Folgendes: Als Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen hatte, da war Nodsie — eine jetzt noch stehende Stadt im Osten — die Stätte, wo er den Menschen bildete. Er schuf zwei Menschenpaare, ein weisses und ein schwarzes. Nachdem Gott zuerst das schwarze Paar und dann das weisse geschaffen hatte, liess er zwei zugedekte Körbe vom Himmel auf die Erde hernieder, einen grossen und einen kleinen. Sie erhielten dann die Weisung, sich im Frieden in diese beiden Körbe zu theilen. Das schwarze Paar griff gleich nach dem grossen Korbe und überliess den kleinen dem weissen Paar. Das schwarze Paar fand in seinem Korbe eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischernetzen, einen Bogen mit Pfeil zur Jagd und Goldstaub zum Handel. Das weisse Paar fand in dem seinen nur ein Buch, aber es las fleissig darin und erlangte dadurch so viel Weisheit, dass der Weisse den Schwarzen gar bald in Allem übertroffen hat und viel reicher wurde als er. Darüber wurde der Weisse vom Schwarzen beneidet und verfolgt. Gott aber kam dem Weissen zu Hilfe, liess ein langes Seil vom Himmel herunter und leitete ihn über das grosse Wasser hinüber. — Die Stadt Nodsie, nach der Meinung

der Eweer die Wiege seines Geschlechts und der ganzen Menschheit, lebt heute noch so frisch in der Erinnerung dieses Volkes, dass ihm dieser Ort sogar für die Stätte gilt, von woher bei der Geburt des Menschen dessen Seele kommt und wohin sie bei dessen Ableben (nämlich auf der Reise in die Unterwelt) wieder hingeht. Es ist dort noch ein dunkler dichter Buschwald, der als ein grosses Heiligthum gilt, „Mawuwe“ d. h. „Gottesstätte“ genannt, zum Unterschied von „drowe“ d. h. „Götterstätte“, weswegen ausser dem „Gottespriester“ (nicht: „Götzenpriester“) denselben Niemand betreten darf. Von Nodsie wanderten die Eweer mit zwei andern Stämmen, den Asanti's und den Aquambu's, aus, dazu genöthigt durch die Tyrannei des Königs, welcher dort herrschte und sie in seiner Grausamkeit Lehm, mit Nägeln und Cactusdornen untermischt, treten liess.

Fassen wir nun die physische Beschaffenheit und Gestalt des Eweers ins Auge, so mag für seine Körperkraft schon der Umstand sprechen, dass dieses Volk so lange Zeit — man nimmt an, dass die Negerrace schon vor mehr als 2000 Jahren die Westküste Afrika's erreicht habe — ohne an Zahl abzunehmen trotz ungünstiger Einflüsse erhalten worden ist, während andere Völker, die für ihr Fortbestehen weit günstigerer Verhältnisse sich erfreuten, von der Erde verschwunden oder zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sind.

Die Küstenbewohner sind stärker und grösser als die im Innern wohnenden Eweer, was wohl von der reichlicheren Fleischnahrung und von der Beschäftigung auf der See herkommt. — Wenn man sich den Neger nicht anders als mit aufgeworfenen Lippen, platter Nase und kleinem Gesichtswinkel vorstellt, so täuscht man sich. Es giebt unter den Eweern viele, welche diesen Negertypus durchaus nicht in so ausgeprägter Weise an sich tragen, deren Gesichtszüge man im Gegentheil schön finden muss. Die bei der Geburt helle Farbe dunkelt bald, ist selten ganz schwarz, sondern schwarzbraun. Mit den Jahren wird sie blassgelblich, die Handteller und die Fusssohlen sind immer weisslich. — Sie scheinen nicht älter zu werden als die Europäer; da sie sich das Geburtsjahr nicht merken und ihre Jahre nicht zählen, so kann man über ihr Alter nichts Sicheres angeben, aus ihren Erinnerungen kann man aber schliessen, dass sie auch nur 70—80 Jahre im Durchschnitt leben. — Seinen Leib hält der Eweer durch öfteres Waschen rein, durch tägliches Salben mit Palmöl die Haut weich und geschmeidig. Freilich verbreitet er durch letztere Gewohnheit einen für Europäer widerlichen Geruch. Die Kleidung ist sehr einfach. Sie besteht aus einem Unter- und Oberkleid: das Unterkleid ist ein um die Lenden geschlungener Gurt, das Oberkleid ein Stück Zeug,

1½ Meter breit und 3½—4 Meter lang, welches über den Körper so geworfen wird, dass der rechte Arm und die rechte Schulter bloss bleiben. — Kopfbedeckung fehlt in der Regel, mitunter verschaffen sie sich europäische Filzhüte oder flechten sie selbst aus Palm- oder Schilfblättern, welche aber einen Durchmesser von nahezu 2' haben. Sonst pflegen Männer und Weiber Tücher um den Kopf zu binden, wozu europäische Sacktücher benutzt werden. — Die Wohnungen sind armselige, bienenkorbformige Hütten und enthalten zu ebener Erde höchstens zwei Gemächer. Fensteröffnungen fehlen in der Regel, nur bei solchen, bei denen sich ein Einfluss europäischer Cultur spürbar macht, finden wir mit Läden versehene Fenster und Thüren. Die Mauern werden aus schwarzer Erde gebaut, und mit einem Grasdach bedeckt, welches 2—3' über die Mauern hinausreicht und so eine Veranda bildet, unter der die Bewohner des Hauses bei gutem Wetter ihre Nachtruhe zu halten pflegen. Jedes Haus hat einen Hofraum, der entweder durch ein lebendiges Gehege oder durch Flechtwerk eingefriedigt ist. Darinnen halten sich die Hausbewohner meistens auf, da wird gekocht, gegessen, gearbeitet, da erzählt man sich Abends, in traulichem Kreise zusammensitzend, Tagesneuigkeiten, die Alten erzählen den Jungen die Traditionen, Geschichten und Fabeln des Volkes; da werden endlich in mondhellen Nächten Tänze mit Gesang und Spiel aufgeführt.

In den Küstenstädten, in welchen der Einfluss europäischer Civilisation am stärksten zu Tage tritt, beginnen die Bewohner, sofern sie es vermögen, Häuser nach europäischem Styl zu bauen, und die Gemächer mit etlichen Möbeln zu versehen. Aber es sind das nur Wenige, welche die europäische Bauart nachzuahmen suchen. — Das Hausgeräth ist in der Regel höchst einfach. In vielen Häusern findet sich kein Tisch, kein Stuhl, keine Bettlade; eine Strohmatten auf dem Boden ausgebreitet dient zum Nachtlager. Ausserdem findet man einige schemelartige Sitze, einige Töpfe und Schüsseln, ein Gewehr, Buschmesser, kleinere Messer, Calabassen, einige europäische Porcellanteller und Porcellanbecher und kleine Spiegel. — Die Speisen werden auf den Boden gestellt, und rings um die Schüsseln hockt die Familie, indem sie sich statt der Messer, Gabel und Löffel der Finger bei dem Genusse der einfachen, jeden Tag gleichen Mahlzeit bedient. Nach der Mahlzeit werden die Hände gewaschen und der Mund mit grosser Sorgfalt ausgespült. Die Zähne werden überhaupt sorgfältig gereinigt, daher die guten Zähne der Eweer, welche sich bis ins hohe Alter erhalten. — Sie können eine grosse Quantität Speise auf einmal zu sich nehmen, aber auch lange hungern und dursten. — Als Nahrungsmittel dienen folgende Vegetabilien: Welschkorn, woraus ein schmack-

haftes Brod gebacken wird, Yamswurzel, welche den Dienst der Kartoffeln versieht, Reis, Cassava, Arrowroot und Pisangfrüchte. Als Fleischnahrung dient das Schweine-, Ziegen-, Schaf- und Hühnerfleisch, ferner das der Fische, der Katzen, der Feldmäuse, der Waldratten und sogar gewisser Schlangen; ausgeschlossen ist das der Hunde, der Leoparden und der Hyänen. — Unter den Getränken lieben sie besonders die Spirituosen, welche von europäischen Kaufleuten in grossen Quantitäten als Tauschartikel importirt werden. Das einzige berauschende Getränk eigener Fabrikation ist der Palmwein.

Es ist mehrfach schon die Frage aufgeworfen worden, ob die Neger einer geistigen Ausbildung und Vervollkommnung fähig seien. Wer unter ihnen eine Reihe von Jahren gelebt, durch Unterricht und Erziehung die geistigen Anlagen derselben kennen gelernt hat, der muss jene Frage mit einem entschiedenen Ja beantworten. Es ist wahr, sie haben keine Anlage zu begrifflichen, metaphysischen Distinctionen, sie sind kaum zu einem streng-logischen Denken und Urtheilen fähig, aber sie besitzen doch praktischen Verstand und erfreuen sich eines ausgezeichneten Gedächtnisses. Letzteres setzt z. B. einen eingeborenen Katechisten in den Stand, die in englischer Sprache gehaltene Predigt eines angehenden Missionars in zwei Absätzen in seiner Muttersprache wieder zu geben. Für die geistigen Fähigkeiten des Eweers und des Westafrikaners überhaupt spricht auch eine ihnen eigene gewisse natürliche Kunstfertigkeit, lebhaftes Phantasie, Schlaueit, Beobachtungsschärfe, Beredtsamkeit und Sprachtalent. Ein Europäer, der in Geschäftsverkehr mit ihnen gestanden, wird nicht wenige Fälle anführen können, in welchen er von den Negern, auch wenn er die grösste Vorsicht anwendete, übervorthelt worden ist, und so scharf ist ihre Beobachtungsgabe, dass sie nach kurzer Zeit den europäischen Fremdling in seinem Character, in seiner ganzen Art und Wesen genau beobachten und richtig beurtheilen. Ihr Urtheil fassen sie in einem Namen, den sie dem Fremdling geben, zusammen, den sie aber so geheim halten, dass derselbe selten seinen Character-Namen erfährt. Oft bekommt der Fremde einen zweiten Namen, der mehr von seiner äusseren Haltung, von seiner Körpergestalt, seinem Gang und seinen Gewohnheiten hergeleitet wird. Ein Missionar, der wegen jedes kleinen Geräusches an die Thür eilte, wohl auch zur Thüre heraussprang, um zu sehen, was es gäbe, wurde „Kpodsro“ genannt, das heisst „er sieht vergeblich.“ Ein anderer sagte in seiner Schule, so lange er noch englisch sprach, zu seinen Schülern öfter: „we will repeat“, alsbald wurde er der „Ripit“ geheissen, ein anderer, der auf einer Reise von seinen Trägern ungebührlich lange aufgehalten wurde,

sagte öfter zu ihnen: „mayi,“ das heisst „ich will gehen“, von da an hiess er der „Mayi“. Einen andern, der klein von Person war und in seinem Beruf als Kaufmann die Leute oft auszankte, wurde „Chanyakpui“ genannt, das heisst „der kleine Zanker“. Diejenigen, welche eine Brille tragen, werden „Gankui“ geheissen, das heisst Eisenauge. Von ihrer Beredtsamkeit legen ihre Gerichtsverhandlungen, Palawer genannt, Zeugnis ab. Der Fluss der Rede, die Redefiguren, die Bilder und Gleichnisse, die sie anwenden, sind für den fremden Zuhörer überraschend. — Für ihr Sprachtalent zeugt der Umstand, dass viele unter den Eweern zwei bis drei Sprachen sprechen, die sie sich leicht und schnell angeeignet haben. Auch ihre Gabe für Dichtung und Gesang darf nicht unerwähnt bleiben. Sie pflegen das Epos und die Minne. Durch Gesang erfrischt sich der müde Wanderer auf seinem einsamen Pfade, Gesang belebt die geselligen Zusammenkünfte und beflügelt den Tanz. Auch bei der Arbeit wird viel gesungen und selbst die Klage des Trauernden, das Weinen um einen geliebten Todten bewegt sich in melodischen Weisen. Der Gesang ist mehr nur ein Recitiren und der Text in vielen Fällen nur improvisirt. Begegnet ein Europäer einem Singlustigen, so wird sogleich sein Lob oder auch das Gegentheil davon besungen.

Der Eweer verfügt über eine Menge von Sprüchwörtern, Fabeln und Räthsel. Er trägt dieselben als einen Schatz von Weisheit und Lebenserfahrung in seinem Gedächtniss, erzählt und wiedererzählt sie den Seinigen an den Abenden, im Kreise um ein Feuer hockend. Fast jede auffallende Eigenthümlichkeit der wilden Thiere des Waldes wird durch eine Fabel erklärt. Der Hauptcharacter der Sprüchwörter ist der, dass der Mensch die Gesetze der um ihn her waltenden Natur auf seine eigenen Lebensverhältnisse anwendet. Insbesondere sind auf ganz vortreffliche Weise Natur, Eigenschaften und Gewohnheiten der verschiedenen Thiere, welche in der afrikanischen Wildniss den Menschen so nahe und in so reicher Mannigfaltigkeit umgeben, auf den Schauplatz des menschlichen Lebens herübergenommen. Von vielen mögen einige dieser Sprüchwörter hier folgen: „Du nyuie mese na kpakpa wo“ d. h. eine feine Stadt ist nicht stark, bricht bald. Sinn: „was schön in die Augen fällt, ist nicht immer das Solideste.“ — „Do kple dso me k'adiwo“ = „Wasser und Feuer sind nicht beisammen.“ Sinn: wenn das Verhältniss zweier Characteres dem von Wasser und Feuer gleicht, so vertragen sie sich nicht. („Gleich und Gleich gesellt sich gern.“) — „Agalã metro na sua chewo“ = „die Krabbe wandelt sich nicht zum Vogel“*). Sinn:

*) Vergl. Jerem. 13, 23.

„wie der Vater so der Sohn.“ „Was die Alten sungen, das zwitschern auch die Jungen.“ — „Asi me bl'a ame wo“ = „die Hand täuscht Niemand.“ Sinn: das Wahrnehmen mit eigenen Sinnen beugt leichter Täuschung vor. Zu vergleichen ist auch das Wort Göthe's, dass er ein Gläubiger der 5 Sinne sei. Zwar bezeichnet Göthe mit diesem Wort seine Stellung zu den metaphysischen Dingen, aber das genannte Sprüchwort des Eweers kann man auch auf diese Dinge ausdehnen, da derselbe hierin ganz mit Göthe übereinstimmt und nur das Sichtbare für das einzig Reale hält. — „Asi gbolo meyi'asime wo“ = „Leere Hand geht nicht zu Markt.“ Dieses Sprüchwort wird angewendet, wenn Jemand auf Borg etwas kaufen will. Der Sinn ist: zum Kaufen braucht man Geld. — „Zo med'a dome wo.“ = Grosswassertopf geht nicht an den Brunnen. In jedem ordentlichen Gehöfte trifft man in Westafrika eine Anzahl grosser, tiefer, irdener Töpfe in den Boden halb eingegraben, in welchen das Wasser, welches vom oft fernen Wasserplatz in kleineren Töpfen herbeigetragen wird, zum täglichen Gebrauch aufbewahrt und zugleich, da das Wasser in der Regel trübe und lau ist, abgekühlt und abgeklärt wird. Das Sprüchwort wird angewendet, wenn z. B. faule Weiber sich lieber halbtodt schleppen, als zweimal gehen; oder auch wenn eine Arbeit zu thun ist, die nach der Volkssitte nur den Jungen und Sklaven geziemt. — „Dekadeka ago dso na“ = „Je eine Fächerpalme fällt.“ Gewiss ist, dass Jeder sterben muss, aber Einer stirbt nach dem Andern. Im Wachstum, Alter, Sterben, kann nicht Einer auf den Andern warten. „Eins geht da, das Andre dort etc.“ — „Atidsedse ge d'ati te“ = „Die Baumfrucht fällt unter den Baum.“ („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“) — „Koklo me kuato le gbadsawe wo“ = „Der Hahn kräht nicht in der Einöde.“ Hier muss man sich nemlich einen Wanderer auf den weitgestreckten buschbewachsenen Wüstenflächen Afrika's vorstellen, wo er oft Tage lang weder Dorf noch Menschen, nur Gras und Gebüsch zu sehen bekommt. Hört der matte Pilger nun auf einmal einen Hahnenschrei, so weiss er, dass ein Wohnplatz nicht mehr fern ist. — „Dekudeka kplëa dekuwo kpatã“ = „Eine Palmnuss verdirbt alle Palmnüsse.“ Die rothen Nüsse der Wein- und Oelpalme werden erst alle gesammelt und dann mit einander gestampft, um gekocht zu werden. Sind nun verdorbene Nüsse darunter gewesen, so verdirbt alles Palmöl. („Ein räudig Schaf steckt den ganzen Stall an“). — „Lovi mekua do ku wo“ = „Krokodilkind stirbt nicht Wassertod.“ Sinn: „Ein junges Krokodil ertrinkt nicht.“ „Unkraut verdirbt nicht.“ — „Amegbeto menyì'a kugbe wo“ = „Menschenkind weiss nicht Todestag.“ — „Fia eve menoa du

me wo“ = „Zwei Könige sitzen nicht in der Stadt“ d. h. in einer Stadt. „Ein Land, ein Fürst.“ — „Ame deka mesubo ame (e)ve wo“ — „Ein Mensch dient nicht 2 Menschen.“ („Niemand kann 2 Herren dienen“). — „Ame dšro tsidsadsa“ = „Der Wanderer ein Strom.“ Ein bezeichnendes Bild! Wie der Strom durch die Länder und Völker dahinzieht, so der Wanderer. Er wird nicht sonderlich beachtet, auch für ihn ist Alles nicht heimisch, er zieht nur durch fremde Lande der Heimath zu! — „Avo enye ame“ = „Kleid ist Mensch.“ („Das Kleid macht den Mann.“) Der Neger ist so stolz auf seine Kleider, dass es oft an's Lächerliche grenzt. — „Hotsui nye ame“ = „Geld ist Mensch.“ Hat denselben Sinn wie das vorige Sprüchwort. — „Agaga lolo, me ōl'a 'tsui eve ōe wo“ = „Eine grosse Muschel kauft nicht zweier Kauris Waare.“ Der Eweer hat nemlich im Handel und Wandel Kauris als Geld. Die grösseren Muscheln nun, welche unter den Kauries sind, sind gerade um ihrer Grösse willen nicht so beliebt wie die kleinen. Es ist daher witzig und treffend, wenn dieses Sprüchwort da angewendet wird, wo z. B. Jemand meint, er sei Wunder wie ausgezeichnet und unentbehrlich, während er bei Jedermann bekannt ist als einer, der gerade am wenigsten zu etwas taugt. („Non multa, sed multum.“ „Nicht die Quantität macht's, sondern die Qualität.“) —

„Ame māma megbloa nya ne wo, egblo ne be: ye d'abia ye dada se wo“ = „des Menschen Grossmutter erzieht ihn nicht, sie sagt ihm, er solle gehen, um seine Mutter zu fragen.“ Das Erziehen ist die Sache der Mutter. Die Grossmütter wollen auch gern darein reden, was oft Misshelligkeiten zur Folge hat und dagegen ist dieses Sprüchwort gerichtet. Sinn: Niemand greife einem Andern in seine Erziehung oder „Viele Erzieher verziehen.“

Das Familienleben des Eweers, obwohl zum Theil patriarchalischer Art, liegt sehr im Argen. Heidenthum und Sklavenhandel haben die Grundlagen eines wahren Familienlebens tief erschüttert, haben die natürlichen Gefühle der Liebe und Zuneigung zu ersticken gedroht, dieselben aber doch nicht auszurotten vermocht. Man findet nie und nimmer im Heidenthum blos Schattenseiten, sondern auch Lichtseiten. So findet man auch unter den Eweern Anhänglichkeit an's Haus und an die Familie, mitunter sogar grosse Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder, dankbare Liebe der Kinder zu ihren Eltern und Geschwisterliebe. Besonders innig pflegt das Verhältniss der Mutter zu ihren Kindern und der Kinder zu ihrer Mutter zu sein. Den Namen seiner Mutter trägt der Eweer stets auf seinen Lippen und in seinem Herzen. In der Stunde der Noth ist sie es, zu welcher er seine Zuflucht nimmt, eine seiner Mutter zugefügte Beleidigung zu rächen ist

eine Ehrenpflicht des Sohnes. Würde die Mutter und die Frau eines Mannes zu gleicher Zeit in Gefahr sein, so würde er seiner Mutter zuerst beispringen, denn eine zweite Frau kann man erwerben, eine zweite Mutter nicht.

Neben der Sklaverei ist es aber noch besonders die Polygamie, welche ihre Schatten auf das Familienleben des Eweers wirft. Der Besitz einer grossen Anzahl von Weibern ist für denselben das höchste Ziel seines Ehrgeizes, denn nach der Zahl seiner Frauen bestimmt sich seine Stellung, die er in der Gesellschaft einnimmt, seine Ehre, sein Ansehen. Eine gesetzliche Schranke hinsichtlich der Zahl der Frauen besteht nicht. Viele haben nur eine, viele aber 2—4, wenige bringen es zu 12—20 Frauen. Die Folge dieses Instituts ist die Herabwürdigung des Weibes zur Sklavin des Mannes. Sie hat keinen andern Lebenszweck, als den Bedürfnissen und Leidenschaften ihres Mannes, der mehr ihr Gebieter, ihr Eigenthümer ist, Genüge zu thun. Das Weib darf in der Regel nicht mit dem Manne aus einer Schüssel essen, sie isst und wohnt besonders. Wie auch in der Patriarchenzeit die Frauen ihre eigenen Zelte oder wenigstens eine besondere Abtheilung in den Häusern hatten, ganz so finden wir es auch bei den Eweern. Wie ferner unter den Juden, bei denen bekanntlich die Polygamie nach altem Herkommen gestattet war, die wirklichen Ehefrauen von den Kebsweibern sich unterschieden, so unterscheidet auch der Eweer Weiber ersten Ranges und Weiber zweiten Ranges, doch so, dass beide Classen die gleichen Verpflichtungen haben. — Ebenso wie bei den Israeliten die Frau den schönen Namen „Hausbewohnerin“ führte, so wird bei den Eweern die Frau in gleicher Weise als „aweno“ d. h. die im Hause Weilende und Waltende, die Hausbewohnerin bezeichnet. — Wenn nun auch das weibliche Geschlecht die schlimmen Folgen der Polygamie vorzugsweise zu tragen hat, so ist merkwürdigerweise demselben an dem Bestand oder der Fortdauer dieses Instituts ebenso viel gelegen wie den Männern. Ein Weib zieht es unbedenklich vor, eine von dem Dutzend Frauen eines angesehenen Mannes zu sein, als die einzige Frau eines solchen, der nicht mehr als eine zu kaufen vermag.

Die Frau wird stets gekauft und das findet häufig schon statt, wenn sie noch ein Kind, oder gar noch nicht einmal geboren ist. In solchen Fällen kann selbstverständlich die natürliche Neigung des Mädchens nicht berücksichtigt werden. Früher war die Gattenwahl ganz und gar dem jungen Geschlecht entzogen und in die Hände der Eltern gelegt, welche frei über ihre erwachsenen Söhne und Töchter verfügten. Heutzutage hat sich die Sache naturgemässer gestaltet, obwohl Fälle früher Verlobung noch

sehr häufig sind. Auch das kommt heute noch häufig vor, dass eine schwangere Frau, wenn sie einem jungen Mann irgend eine von ihm ihr zu Theil gewordene Wohlthat vergelten will, das Versprechen gibt, dass, wenn das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, ein Mädchen sei, dasselbe seine zukünftige Gattin werden solle.

Die Verlobung wird dadurch von Seiten des Bewerbers eingeleitet, dass er den Eltern der von ihm erwählten Jungfrau ein Geschenk, aus einem Stück Zeug bestehend, gibt. Ob sie ihm ihre Tochter geben wollen oder nicht, bekunden sie durch Annahme oder Nicht-Annahme desselben. Ist Ersteres erfolgt, so betrachtet der Bewerber die Tochter als seine Braut und gibt ihr nun auch Geschenke, welche in Kleidern und anderen Gegenständen bestehen. Diese lässt er stets durch Verwandte seiner Braut überbringen.

Von der Verlobung an kann über kurz oder lang zur Trauung geschritten werden. Der Bräutigam muss vorher für seine zukünftige Gattin ein Haus bauen, Haus- und Küchengeräthe beschaffen. Darnach schickt er, nachdem zuvor die übliche Morgengabe an die Eltern der Braut, aus Rum, Kleidern und verschiedenen Naturproducten bestehend, abgegeben ist, seine weiblichen Verwandten zu seiner Braut, um dieselbe ihm zuzuführen. Die Trauung geht nun in folgender Weise vor sich. Die Grossmütter der Verlobten, oder wenn diese nicht mehr leben, zwei andere weibliche ältere Verwandte nehmen auf Stühlen Platz, die Brautleute knien vor denselben auf einer Strohmatten; die Copulatoren legen ihre Hände in einander, erklären die Ehe für geschlossen und sprechen ihren Segen über sie aus, indem sie dem Paare eine zahlreiche Nachkommenschaft wünschen.

Als Eehinderniss kennt der Eweer blos das der Blutsverwandschaft, nicht aber das der Schwägerschaft. Verboten sind die Ehen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Bruderskindern, und zwischen Schwesterkindern, erlaubt aber ist die Ehe zwischen Bruder- und Schwesterkindern. Nur in einem Fall besteht auch die Schwägerschaft als Eehinderniss, sofern die Schwester der verstorbenen Frau nicht geheirathet werden darf, wohl aber die Frau des verstorbenen Bruders. — Eine Frau wird für das ganze Leben erworben. Wenn der Mann stirbt, gehen seine Frauen wie das Vermögen überhaupt an einen Bruder oder, wenn keiner vorhanden, an einen Neffen über. Die Kinder beerben ihren Vater nicht, sondern der ältere Bruder des Vaters oder ein Neffe. Sind aber weder Bruder noch Neffe vorhanden, so erbt der erstgeborene Sohn.

Mit der Ehescheidung nimmt es der Eweer sehr leicht. Er betrachtet ja die Frau nicht als freie Persönlichkeit, sondern als

ein Gut, welches veräußert und vererbt werden kann. Giebt nun das Weib dem Manne Grund zur Unzufriedenheit, sei es, dass sie eigenwillig davonläuft oder in Ehebruch lebt, so sagt er sich einfach von ihr los und verlangt seine Geschenke wieder zurück, ebenso seine Morgengabe. Auch das der Frau in den ersten 6 Monaten gereichte Essen berechnet er und fordert Entschädigung dafür. Ehebruch von Seiten der Frau wird vom Mann schwer gestraft. Wenn er sie nicht entlässt, so darf sie für ihn nicht mehr kochen, ihn in Krankheit nicht pflegen und bei seinem Tode ihn nicht beklagen und betrauern wie die andern treugebliebenen Weiber. Die Frau ist aber ihrem Manne gegenüber hinsichtlich der Treue, die sie von ihm zu erwarten hätte, ganz und gar schutz- und rechtslos.

Sobald sich die Eweerin Mutter fühlt, bringt sie den Göttern ein Opfer und wird vom Priester mit einer Menge von Zauberschnüren am Haar, am Hals, an den Armen und an den Füßen behängt. Auf alle mögliche Weise sucht sich so eine arme geängstigte Frau des Schutzes der Götter und damit einer glücklichen Niederkunft zu versichern; denn wenn sie unter der Geburt oder an den Folgen derselben stirbt, so wird sie als ein „Blutmensch“, als eine von den Göttern verstossene Person betrachtet, bekommt kein ehrliches Begräbniss und wird auch nicht in ihrem eigenen Haus beerdigt, was sonst geschehen würde, sondern an einem für „Blutmenschen“ besonders bestimmten Platz.

Nach der Entbindung gilt die Mutter 7 Tage lang für unrein und darf während derselben ihre Hütte nicht verlassen. Eine Gebärende erfreut sich nicht der Hülfe einer Hebamme, dagegen steht ihr ihre Mutter oder eine weibliche Verwandte treulich bei. — Nach Ablauf jener 7 Tage kleidet sich die Frau in ihre besten Kleider, bringt den Göttern ein Dankopfer, bestehend in einem Huhn, das dem Priester gebracht wird, und macht Besuche bei ihren Freundinnen, die sie in ihrem Wochenbett besucht und unterstützt haben, um ihnen zu danken. Acht Tage nach der Geburt empfängt das Kind von seinem Vater einen Namen, in welchem er seinen Gefühlen und seinen Wünschen Ausdruck giebt, z. B. „Senatsu“ = „er ist sehr stark“; „Gbodsro“ = „er ist umsonst angekommen“, wenn man befürchtet, das Kind werde sterben; „Aduna“ = „Fresser“, „Ame wo ku nu“ = der Mensch macht Tod-Ding, das heisst, der Mensch thut, was des Todes werth ist. „Ame nu ku“ = der Mensch ein Ding, welches stirbt. „Bu me kpo“ das heisst, ich habe ein anderes — nemlich ein zweites Kind — gesehen, das heisst erhalten. Seinen zweiten Namen bekommt ein Kind von dem Wochentage, an welchem es geboren. Die Neger der Westküste haben 7 Wochentage-Namen. Nie bekommt das Kind den Namen seines Vaters, Geschlechts-Namen existiren nicht.

Die Namen sind Eigennamen im strengsten Sinne des Wortes. — Im Alter von 12—13 Jahren wird die Beschneidung vollzogen. Ueber die Bedeutung dieses Brauchs wissen die Eweer nichts zu sagen als dass er eben sehr alt sei. — Die Erziehung der Kinder lässt Vieles, beinahe Alles zu wünschen übrig. Sie kennen weder das rechte Erziehungsziel, noch die rechten Erziehungsmittel und Erziehungsweise. Vom Kind und seiner Arbeit möglichst viel Nutzen zu ziehen, das ist der Zweck der Erziehung. Der Begriff einer Erziehung und ein Wort dafür in der Sprache mangelt ihnen ganz. Vom 7. bis 9. Jahr an, bis zu welchem sie auch ganz nackt gehen, werden sie zur Arbeit angehalten. Die Aufforderung, Kinder in die Schule der Missionare zu schicken, wird sehr oft mit der Bemerkung erwidert, dass sie da nur das Müssiggehen lernen und hernach zur Arbeit untüchtig seien. — Im Allgemeinen sind die Kinder der Eweer sehr ungehorsam, eigensinnig und verwildert. So lange sie noch klein sind, unterbleibt die Zucht, „weil sie ja noch nicht gewachsen sind“, das heisst, weil sie für ihr Thun noch nicht verantwortlich gemacht werden können; sind sie gross, so ist eine solche gar nicht mehr möglich. So weit Zucht aber wirklich vorkommt, besteht sie darin, dass man den Kindern Koboldgeschichten der entsetzlichsten Art erzählt, ihnen Amulette um den Hals hängt, von welchen man ihnen die Ansicht beibringt, dieselben würden ihnen für jedes Vergehen augenblicklichen Tod bringen. Ein weiteres Zuchtmittel ist, dass man den Kindern Pfeffer in die Augen reibt oder sie in einen mit rothen Ameisen gefüllten Korb steckt und eine Zeit lang darin zappeln lässt, damit sie von denselben tüchtig gebissen werden.

Die Hauptbeschäftigung des Eweers ist: Ackerbau, Fischfang und Handel. Die Haupterzeugnisse des Ackerbaus sind: Welschkorn und Yams. Die Weise, wie der Ackerbau betrieben wird, ist sehr einfach und unvollkommen. Man sieht keine Pflugschaar; der fruchtbare, jährlich einmal durch Abbrennen des dünnen Grases gedüngte Boden wird bloss mit einer circa 2' langen Hacke geöffnet, das Samenkorn hineingelegt und mit Erde wieder zugedeckt. Die zwei Saatzeiten fallen in die Monate April und September, die beiden Erntezeiten in die Monate Juli und November. Das Land in der Nähe eines Orts ist entweder Eigenthum einer Familie, nemlich derjenigen, welche sich an einem Orte zuerst angesiedelt hatte, oder aber der gesammten Einwohnerschaft, und derjenige, welcher ein Stück Land bebaut, wird als der jeweilige Besitzer angesehen. Weiter entfernt von den Ortschaften giebt es noch viel herrenloses Land.

Für den Handel zeigt der Eweer, wie der Neger überhaupt, grosse Vorliebe und Geschicklichkeit. Auf den Handel ist aber